Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 220 (1941)

Artikel: Bündner Glocken
Autor: Poeschel, Erwin
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-375124

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

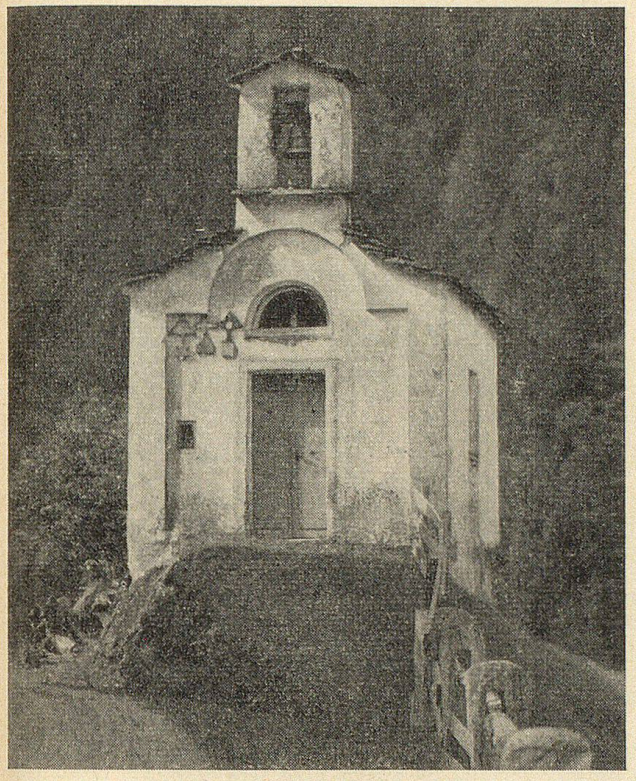
Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bündner Glocken.



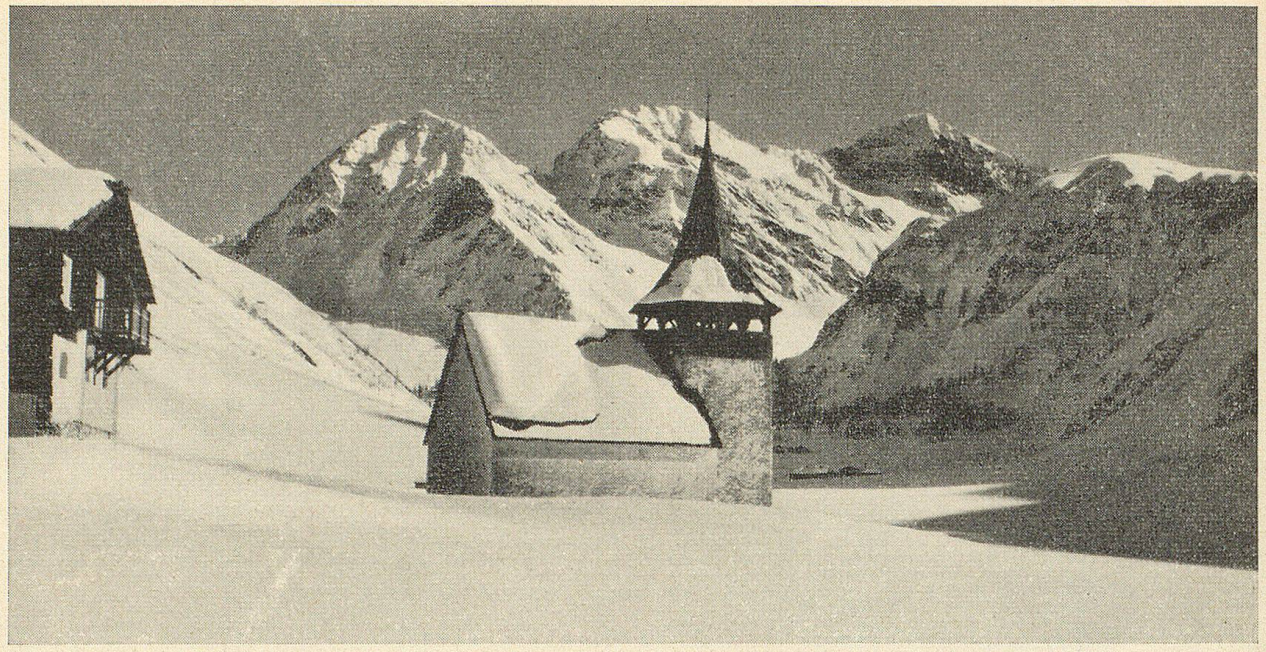
St. Anna-Kapelle im Valsertal
(Phot. Chr. Meißer, Zürich)

Wenn sich der jugendliche „Grüne Heinrich" Gottfried Kellers auch vom offiziellen Kirchentum losgelöst hatte, so war ihm doch „an einem Pfingstmorgen das Glockengeläute in der fernen Tiefe die allerschönste Musik", und er mußte gestehen, daß bei allem Spintisieren, „durch welchen Gebrauch bei einer allfälligen Abschaffung des Kirchentumes das schöne Geläute wohl erhalten werden dürfte", ihm nichts einfiel, „was nicht töricht und gemacht ausgesehen hätte". Und die wehmütige Ergriffenheit, mit der jener jugendliche Freigeist den Glocken lauschte, „die so viele Jahrhunderte in dem alten schönen Lande klangen", mag uns ein bewegendes Zeichen dafür sein, wie tief die Stimmen dieser schwingenden Verkünder mit unserem Empfindungsleben verbunden sind, wie sie – als unermüdliche treue Begleiter unabsehbarer Generationen – die Jahre und Tage skandieren und den im Menschenleben bedeutungsvollen Ereignissen den feierlich dröhnenden Begleitakkord geben.

Diesen Beruf der Glocken beschreibt mit der knappen Prägnanz einer Formel jener Spruch, den Schiller nicht umsonst zum Motto seines unvergänglichen Gedichtes gemacht, das den Lauf des menschlichen Daseins in epischer Größe vor uns abrollt: „Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango". Diese Worte, die Schiller, der ja nie unser Land betreten, in einer Enzyklopädie gefunden, trägt – wie beinahe jedes Schweizer Schulkind weiß – die 1486 gegossene „Schillerglocke" in Schaffhausen, er hat aber viele andere Glocken in der gleichen oder einer ähnlichen Form geziert, bisweilen auch noch durch ein viertes Glied erweitert: „festa decoro" = „ich schmücke die Feste". Der Satz umfaßt alles, was der Glocke als Bestimmung aufgetragen ist. Das „vivos voco" – „ich rufe die Lebenden" steht mit Recht am Anfang; sie ruft die Gemeinde zu ihren kirchlichen Versammlungen, sie teilt aber auch – nach ehrwürdigem Brauch – den Rhythmus des Tages ein durch das Morgen-, Mittag- und Abendläuten, kündet den Menschen also die Stationen ihres Arbeitslaufes: den Beginn, die Mittagsruhe und die Stille des Abends. Und wenn dies Läuten seinem inneren und altem Sinn nach die Begleitung zu den dabei gesprochenen Gebeten, insbesondere dem „Ave Maria" war, so hat sich die Glockenstimme doch so nah mit dem Leben verbunden, daß dieses Läuten auch an vielen Orten noch gehalten wird, wo seine alte Bedeutung vergessen ist.

Während dieses Erschallen der Glocken, wie auch das Klagen des Totengeläutes, von dem das zweite Wort „mortuos plango" = ich beweine die Verstorbenen" spricht, mit christlichen Bräuchen nahe verknüpft ist, so weist das dritte: „fulgura frango", zurück auf uralte heidnische Vorstellungen. Der Spruch begnügt sich hier ja nicht etwa damit zu sagen, daß die Glocke bei nahendem Unwetter zu frommem Gebet aufruft an den Herrn, der den Winden gebietet und das Unheil abzulenken vermag, sie maßt es sich, herrisch und ihrer Kraft bewußt, selbst an: „ich breche die Blitze".

Mögen solche, denen es überall um materialistische Erklärungen zu tun ist, dies in Parallele zu unseren „Hagelkanonen" bringen und es so auslegen, es hätte Erfahrung gelehrt, daß die von den Schallwellen bewirkte Lufterschütterung die vom Wetter geladene Wolke vom Dorf abzuwehren vermöge. Sie gehen in die Irre. Denn hier waltet vielmehr alter Dämonenglaube ebenso wie er am „Chalanda marz" (dem ersten März) sein Wesen treibt, wenn die Engadiner Buben am frühen Morgen die Gassen ihres Dorfes mit dem vielstimmigen Geläute der Kuhglocken erfüllen. Wie hier um die Zeit der wiedererstarkenden Sonne die Mächte, die in der Finsternis der Winternächte ihre bösen Kräfte zu nähren vermochten, vertrieben werden sollen, so wird der Glocke die Macht zugeschrieben, die Gewalt von Sturm und Blitzschlag zu brechen. Dies spricht unverhüllt die Inschrift einer Glocke im Vorderrheintal aus, in der es heißt: „daemones pello" = „ich verjage die Dämonen"; in christlich frommes Gewand gekleidet schwingen aber die gleichen Vorstellungen noch mit in dem auf unzähligen Glocken erscheinenden Anruf: „a fulgure et tempestate libera nos domine" („vor Blitz und Unwetter bewahre uns, o Herr"), ein Anruf, der sich dann oft erweitert zur Bitte um Verschonung vor allerlei sonstigem Uebel, vor Feuers- und Wassernot, vor der Pest, auch vor Gewürm und Wölfen (Glocke in Ruis),



Das einsame Bergkirchlein im Sertigtal. Blick auf das Mittaghorn, Plattenhorn und Hoch-Ducan.
(Phot. E. Meerkämper, Davos)

ja – als Erinnerung an die Religionswirren – vor der „Ketzerei".

Als christliche Einkleidung uralter Dämonenbeschwörung aber dürfen wir wohl auch die Verehrung der Theodulsglocke betrachten, die von den Walsern aus ihrer Heimat im Gebiet der Rhone auch nach Graubünden verpflanzt wurde. Nach der Legende hatte der Teufel dem Heiligen eine ihm vom Papst geschenkte Glocke, die vor Unwetter zu bewahren vermöge, nach Sitten zu tragen, der Dämon mußte sich also dazu bequemen, selbst das klingende Werkzeug herbeizuschaffen, das seine Macht zu brechen bestimmt war. Von dieser legendengeschmückten Glocke wurden im Mittelalter Partikel abgegeben, die man der Glockenspeise zugab; und solch ein „Theodulsheiltum" wußten sich durch feierliche Deputationen die Maienfelder wie die Obersaxer zu verschaffen.

Doch ist es jetzt an der Zeit, daß wir uns der Geschichte der Glocken in Graubünden zuwenden, und hier ist es nun die Sprachwissenschaft, die uns einen Blick in die frühesten Zeiten tun läßt; denn das Rätoromanische bezeichnet die Glocken mit „Zenn", was aus „signum = Zeichen" gebildet ist, einem Wort, das die früheste uns bekannte Benennung der Kirchenglocke darstellt und in dieser Bedeutung erstmalig im sechsten Jahrhundert vorkommt. Im siebenten Jahrhundert aber tauchte die Benennung „campana" auf vermutlich abgeleitet von der italienischen Landschaft Campanien, die ein Zentrum des Glockengusses war, und dieses Wort verdrängte dann bald das alte „signum" aus allen romanischen Sprachen mit Ausnahme des Rätoromanischen. Nach dieser Zeit also konnte in Graubünden dieses „Zenn" nicht mehr gebildet worden sein, und das beweist uns, daß die Kirchenglocke in den rätischen Bergen spätestens im sechsten Jahrhundert schon heimisch gewesen sein muß.

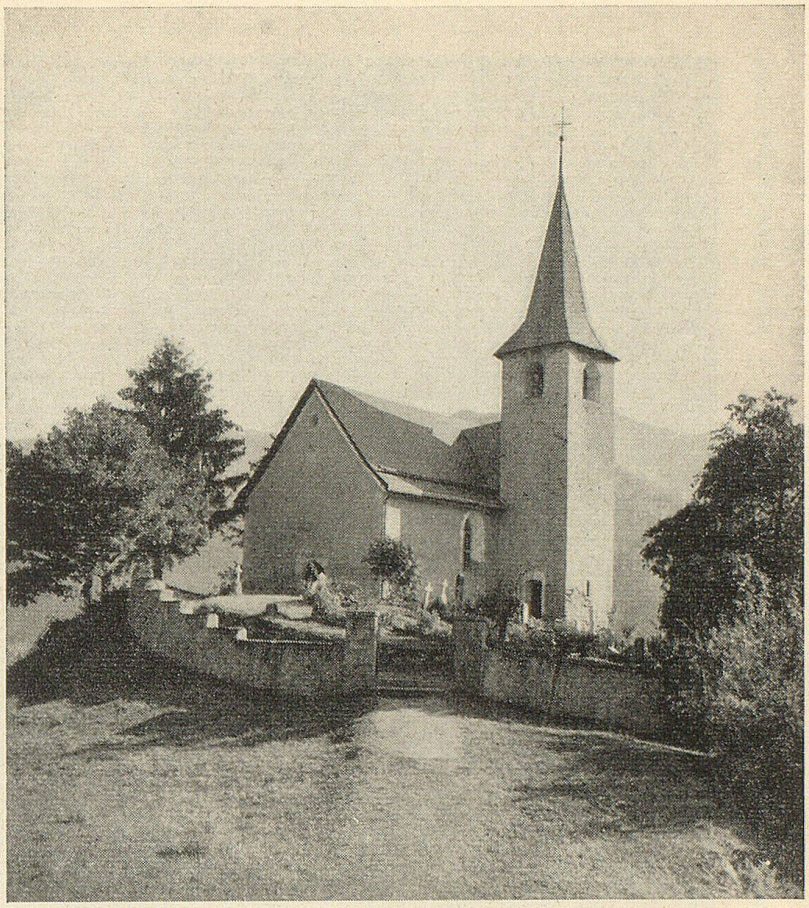
Es waren wohl das ganze erste Jahrtausend hindurch noch kleine Glöcklein, die in offenen Jochen über den Dächern schwangen wie wir es jetzt noch bei Kapellen sehen. Zwar kennt ja der berühmte, um 820 entworfene St. Galler Klosterplan schon Türme, von denen wir indes nicht wissen, ob sie Glocken bargen; jedenfalls aber dürfen wir in den bescheideneren Verhältnissen der rätischen Täler für diese Zeit noch nicht damit rechnen, daß sich neben den Gotteshäusern schon ein eigener Campanile erhob. So beobachten wir heute noch, daß die in der Epoche Karls d. Gr. entstandene ehemalige Klosterkirche St. Peter zu Mistail im Albulatal ursprünglich nur ein offenes Glockenjoch über dem Westgiebel hatte und der Turm erst eine jüngere Zutat ist.

Wie sahen nun diese Glocken aus? In Graubünden ist uns zwar kein frühmittelalterliches Stück erhalten, aber wir wissen von Walafrid Strabo, der von 842–849 Abt des Klosters Reichenau war, daß es damals außer den gegossenen auch geschmiedete Glocken gab, die also unseren Kuhglocken glichen.

Wenn wir die früheste Zeit der Bündner Glockengeschichte nicht mit eigenen Beispielen belegen können, so reicht doch die Reihe der erhaltenen Glocken hoch hinauf: an ihrem Anfang stehen zwei Glocken, die um 1200 entstanden sein dürften und beide den Namen ihres Gießers „Vivianus Stemadius" tragen. Sie hängen in Igels im Lugnez und in St. Vittore im Misox und unterscheiden sich von den späteren Glocken durch ihren helleren, auf reichlichen Zinnzusatz deutenden Silberglanz und ihre schlankere, oben gekuppelte Form. Ihre Inschrift aber ist in der ältesten Manier – durch Einritzen der Buchstaben in den

Mantellehm – hergestellt. Auf sie folgt dann die einige Jahrzehnte jüngere, nun im Rätischen Museum zu Chur aufbewahrte Glocke von Süs, bei der die Inschrift durch das Auflegen von Wachsfäden auf das „Hemd" (des Glockenmodells hergestellt wurde, aus welcher Technik dann bald die seither allgemein gebräuchliche Verwendung von aufgesetzten, in Modeln gepreßten Wachsbuchstaben hervorging. Alle diese Wachszierate, seien es nun aufgelegte Fäden und Buchstaben oder Reliefs, schmolzen hernach beim Trocknen der Form durch Feuer heraus, ließen aber im Lehm des „Mantels" ihr Negativ zurück, das von der flüssigen Glockenspeise dann ausgefüllt wurde.

Vom 13. Jahrhundert an hatte nun auch die Glocke im Umriß die uns allen vertraute Gestalt erhalten, von der nicht mehr abgewichen wurde. ein geradezu klassisches Beispiel einer durch Erfahrung und Gebrauch endgültig herausmodellierten Gebrauchsform. Graubünden darf sich auch heute noch des stattlichen Besitzes von über 100 mittelalterlichen Glocken rühmen, von denen etwa der vierte Teil vor der Mitte des 15. Jahrhunderts gegossen sein dürfte. Da sie – wie gesagt – im Umriß ziemlich gleich bleiben, mit Ausnahme höchstens einiger von südlichen Meistern gegossener Stücke, die noch bis ins späte 14. Jahrhundert an der länglicheren Form festhalten, so spielt sich nun ihre Entwicklungsgeschichte vorwiegend im Bereich des Schmuckwertes ab, der Inschriften, bei denen aus den gotischen Unzialen (Großbuchstaben) im 14. Jahrhundert die letzten Reste der Antiquabuchstaben verschwinden, bis sie im 15. Säculum dann zu den gotischen Minuskeln (Kleinbuchstaben) übergehen, um im 16. Jahrhundert hinwiederum – unter dem Einfluß der Renaissance – wieder zur Antiqua-Majuskel zurückzukehren, die bis auf unsere Tage herrschend geblieben ist.



Das malerische Kirchlein von Masein am Heinzenberg, Domleschg.
(Phot. E. Meerkämper, Davos)

Die ersten durch ein genaues Datum gesicherten Bildreliefs finden wir auf einer Glocke in Tersnaus von 1395, auf deren „Haube" die Symbole der vier Evangelisten zu sehen sind. Eine breitere Verwendung erfährt der figürliche Bildschmuck erst gegen den Ausgang des Mittelalters hin. Es sind zunächst noch kleine Plaketten mit schwachem Relief – Heilige, die Kreuzigungsgruppe, der Schmerzensmann, die Muttergottes –, allmählich aber werden die Darstellungen größer und die Formen kräftiger, und auf den 1513 gegossenen Glocken von Avers-Cresta treten sie schon in hoher Modellierung aus der Fläche hervor.

Mit der Glaubenstrennung tritt auch auf diesem Gebiet dann eine Spaltung ein, indem der katholische Landesteil die Bilderzier der Glocken beibehält, ja immer weiter vermehrt, während die Glocken der reformierten Kirchen sich ihrer enthalten, höchstens Gemeindewappen oder Siegelabdrücke prominenter Bürger tragen, dafür aber, gleichsam als Ersatz, die Verwendung immer üppiger werdender Borten ausbilden und die Inschriften wortreicher gestalten. Man braucht es kaum zu sagen, daß die Konfessionszugehörigkeit sich im Inhalt der Inschriften deutlich ausdrückt, da in katholischen Kirchen einen großen Teil der Texte Anrufungen der Heiligen, besonders der Patrone der betreffenden Gotteshäuser oder der Schirmherren gegen allerlei Unheil ausfüllt. Interessanter ist jedoch die Beobachtung, daß Ausläufer dieses Brauches auch im evangelischen Gebiet noch in die nachreformatorische Zeit hineinreichen. So erhielt sogar im Heimatort des Oberengadiner Reformators Johann Travers, in Zuoz, das 1554 zur neuen Lehre übertrat, noch eine Glocke von 1586 die Inschrift: „Sancte Lucii ora pro nobis", und Schuls, das schon 1530 protestantisch geworden war, ließ 100 Jahre darauf eine Glocke gießen, auf der nicht nur das „Ave Maria", sondern auch der Satz aus einem lateinischen Responsorium zu lesen stand: „Freue dich, Jungfrau Maria, du allein hast alle Häresien (Ketzereien) vernichtet". Diese Glocke stammt nicht etwa von einer katholischen Kirche, was daraus zu sehen ist, daß sie die Namen von Schulser Bürgern trägt, die damals dort in Amt und Würden standen oder als

Blick auf das stille Vals-Platz am Valser-Rhein. (Phot. Chr. Meißer, Zürich).

Im romantischen Bergell. Blick vom malerischen Bergdörfchen Soglio auf die Bondasca-Gruppe.

Phot. E. Meerkämper, Davos

Stifter zum Guß beigetragen hatten. Man hat vielmehr mit Recht daran erinnert, daß der Kultus der Maria, die als Mutter des Herrn ja auch dem Reformierten teuer ist, unter dem evangelischen Kirchenvolk nur langsam erlosch, und daß selbst der Reformator Ulrich Campell in einem seiner Lieder ihr Lob gesungen.

Nicht nur der Zufall hat es gefügt, daß bisher in unserer Betrachtung nur von lateinischen Glockeninschriften die Rede war. Sie herrschen im Mittelalter verständlicherweise vor, weil das Lateinische die Kirchensprache ist; und aus dem gleichen Grund nehmen sie auch in späterer Zeit im katholischen Landesteil Graubündens den breitesten Raum ein.

Aber auch die Glockensprüche der evangelischen Gotteshäuser reden noch oft mit lateinischer Zunge, denn es ist zugleich auch die Sprache der Humanisten, und aus der Freude am gelehrten Prunk bedienen sich ja auch im 17. und 18. Jahrhundert hier noch weitaus die meisten Grabschriften der Sprache des alten Rom. Das verwundert uns nicht, wenn wir wissen, daß es auch in den rätischen Bergen zu dieser Zeit den meisten Gebildeten nicht schwer fiel, lateinisch zu reden und zu schreiben. Für wen hätten sonst Ulrich Campell und Fortunat Sprecher ihre Werke in lateinischer Form gegossen?

Die älteste in Deutsch gefaßte Glockenschrift Graubündens dürfte der anmutig-treuherzige Spruch sein:

„Ich bin ein Schella – Maria Gottis Cella hab in diner Hute, was ich überschelle."

Der Satz, in dem Maria als die „Zelle", die Behausung des Heilandes, angerufen wird, steht auf einer Glocke aus Sent (nun im Landesmuseum), die man in die Zeit um 1300 datieren darf und kommt in etwas anderer Fassung auch auf einer nicht sehr viel jüngeren Glocke zu St. Peter im Schanfigg vor.

Auffallend spärlich – wenn man der sprachlichen Pionierarbeit gelehrter Romanen des 16. und 17. Jahrhunderts gedenkt – sind die Sprüche im heimischen romanischen Idiom. Das früheste Beispiel ist wohl ein Glockentext von 1702 in Panix, im übrigen jedoch hat das Engadin mit mehreren Inschriften am mutigsten das schwer ausrottbare Vorurteil durchbrochen, daß das Rätoromanische nur zur Umgangssprache, nicht aber zum gehobenen Stil tauglich sei. Wenn in den italienischen Talschaften eigentlich nur im reformierten Bergell das Italienische sich in den Glockeninschriften etwas mehr Geltung verschaffte, so hängt dies mit der schon erwähnten Bedeutung des Lateinischen als Sprache des katholischen Kultus zusammen.

Ueber die Meister berichten uns die frühen Glocken wenig. Es ist eine Rarität, daß wir, wie schon gesagt, auf jenen Glocken, die wir als die ältesten der noch erhaltenen des Bündner Landes betrachten dürfen, den Meister genannt finden. Sonst treten bis zum Ende des Mittelalters die Gießer in frommer Bescheidenheit in das Dunkel der Anonymität zurück, so als wollten sie mit ihrem Namen nicht die Stimme beschweren, die zum Lob des Herrn erklingt. Zwei Luganeser – Vater und Sohn – finden wir auf Glocken in Kästris und Vrin aus den Jahren 1394 und 1399 verzeichnet, einen Meister Limdicus auf einer andern in Lostallo (1432), und erst gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin beginnen sich die Namen langsam zu vermehren, bis es im 17. Jahrhundert dann geradezu zur Regel wird, daß sich der Meister nennt. Wer wollte ihm dies denn auch verdenken, wenn doch jetzt auch die Pfarrherren, die Honorationen des Ortes, voran die Landammänner, Kirchenvorsteher, Kirchenvögte und Dorfmeister auf diesem Weg ihre Namen der Nachwelt zu überliefern suchen, ja wenn ein mehr um sein Lob, als um das Opfer als solches besorgter Stifter sogar angibt, wieviel Gulden er für die Kirchenglocke beigesteuert!

Ein stattlicher Harst von Meistern ist es, die Graubünden mit Glocken versorgten. Rechnen wir jene dazu, die nur ihre Initialen angebracht haben, so zählen wir bis auf unsere Tage etwa 150 verschiedene Gießer, hinter denen sich aber dann, wie schon gesagt, das graue Heer der Namenlosen in der Ferne verliert. In Chur selbst begegnen wir kurz nach 1490 zum erstenmal einem im Bündner Lande ansäßigen Meister (Ulrich Stubensoll), bald darauf (nach 1507) einem zweiten (Jakob Tschopp), aber dann wissen wir – mit Ausnahme eines kurzen Gastspieles eines Lindauers zwischen 1636 und 1640 – nichts von einer heimischen Werkstatt bis 1655 die Gießerei des tüchtigen, gleichfalls aus einer Lindauer Familie stammenden Gaudentz Hempel sich etabliert. Von nun an fand bis gegen das Jahr 1800 in Chur stets ein Glockengießer sein Auskommen (Mattheus Albert, Johannes Schmid, Rageth Mathis Sonder). Die Churer Tradition wurde dann 1817 im Nachbarort Felsberg von der Familie Theus wieder aufgenommen, die etwa acht Dezennien lang Graubünden eine lange Reihe trefflicher Glocken schenkte.

Die anderen Bündner Werkstätten jedoch (P. A. Gaffori in Poschiavo 1681–1695, Giov. Ant. Giboni in Roveredo 1687–1725) überlebten nicht das Dasein einer einzigen Generation. Weit aber spannt sich der Kreis der Auswärtigen. Sie kamen nicht nur aus der näheren Nachbarschaft, aus dem Vorarlberg und vor allem auch aus Lindau, von woher die Familie Ernst vier Generationen hindurch (von 1598–1719) fast eine Monopolstellung in Graubünden ausübte und bis ins Vals, ja ins Calanca vordrang, nicht nur aus der Eidgenossenschaft, aus Zug, Schaffhausen, Basel, Freiburg und dem Wallis, sondern auch von Brixen, Arco, dem Val d'Intelvi, Bergamo, Como, von Varese, Crema, ja aus Burgund. In der Regel werden diese Meister ihre Glocken an Ort und Stelle gegossen haben, wie es übrigens auch die Churer Gießer wohl meist noch übten, aber es scheint doch häufiger, als man gemeinhin annimmt, auch schon vor dem Bau der modernen Straßen vorgekommen zu sein, daß man die Last eines weiten Transportes – bei einigen Lindauer Glocken ist uns dies gewiß bis in entlegene Täler, so nach Safien und ins Rheinwald hinein, nicht scheute. –

Könnte man von einem himmlischen Standpunkt aus alle die Bündner Glocken zusammen läuten hören, es wäre wirklich und buchstäblich wie es im Lied heißt, ein „tausendfacher Chor", ein gewaltiges, über Täler und Gräte hinwogendes Meer von Klang, strömend aus einem Tausend tiefer und heller Stimmen.

Erwin Poeschel.